

*Wir bieten verschiedene Kapitel aus Joan Baxters Buch »Mit offenen Augen - Afrika ist anders« an, übersetzt von Freiwilligen für und mit dem WLOE Internet Projekt und der Zustimmung der Autorin. Das Kapitel hat die Übersetzerin selbst ausgewählt. Die Übersetzungen sind Teil unseres internationalen Verständnisses und der Zusammenarbeit über nationale und sprachliche Grenzen hinweg. Weitere Übersetzungen des Buchs werden hoffentlich folgen. Die übersetzten Beiträge werden als pdf-Dokument sowohl einzeln als auch in einem Gesamt-Dokument kostenlos angeboten.*

**Kapitel 17**, Seite 353 bis 369

Übersetzung Renate Mantel:

### **Von Timbuktu aus gesehen**

Wenn man "Timbuktu" sagt, so ist das für manche Menschen wie das Ende der Welt, aber das stimmt nicht. Ich bin aus Timbuktu, und ich kann euch sagen, wir sind genau im Herzen der Welt.

Ali Farka Touré

Im Februar 2003, als in Washington schon die Kriegstrommeln geschlagen wurden, nahm ich an einem Trainingskurs "feindliche Umgebung" im Vereinigten Königreich teil. Größere Medienhäuser machen solche Kurse verpflichtend für Journalisten, die sich in Kriegsgebiete begeben. Das Personal aus ehemaligen Militärs und Mitarbeitern von Spezialdiensten, das solche Einrichtungen betreibt, trainiert nicht nur Journalisten, sondern auch Mitarbeiter von Entwicklungs- und Hilfsdiensten und Führungspersonal von Unternehmen, die ihre Mitarbeiter in Gegenden schicken, die sie für gefährlich halten. Die Kurse beinhalten ein äußerst nützliches Erste-Hilfe-Training. Es gibt umfangreiche Ausführungen über Landminen, bei denen makabrer Einfallsreichtum Dutzende von Sorten geschaffen hat, jeweils mit einer leicht unterschiedlichen sadistischen Art zu töten und zu verstümmeln. Es ging darum, wie wir Journalisten diesen diabolischen Effekten – hoffentlich – entkommen könnten. Leider bekommen unschuldige Zivilisten, die Opfer von Konflikten sind, in denen Landminen gelegt werden, solch ein Training nicht.

Zu dem Kurs gehören außerdem Orientierung, erfolgreiches Verhandeln in feindlichen militärischen Checkpoints, Überleben in Scheinkämpfen und Behandlung der Verletzten und schließlich auch, wie man vermeidet, bei einem Aufstand niedergetrampelt zu werden. Das Finale des Kurses war eine fürchterliche halbtägige Erfahrung als Geisel, wobei die Teilnehmer einem Scheinkidnapping bei vorgehaltener Pistole unterworfen werden und dann mehrere Stunden lang lernen, wie man böartige und provokative Befragungen (mit einem Sack über dem Kopf) erträgt und wie man Charme und Geistesgegenwart einsetzt, um – hoffentlich – zu vermeiden, am Ende der Übung in den Kopf geschossen zu werden.

Bei beiden Aufgaben und am Ende der Veranstaltung musste ich mich doch geschlagen geben; der Mann in der Sturmhaube ließ mich nicht los, sondern

hielt die Pistole an meine Schläfe gedrückt und zog den Abzugshahn. Nur die laute Explosion war real. Viele von uns beendeten das Seminar in Tränen, auch harte Kameramänner von größeren Fernsehanstalten, die ihren Lebensunterhalt mit Kriegsfilmern verdienten. Von den Dutzenden von Journalisten und Kameramännern, die den Kurs besuchten, war ich die Einzige, die sich nicht auf einen Einsatz im Irak vorbereitete, wo der Krieg noch nicht einmal begonnen hatte.

Ich war auf dem Rückweg zur Elfenbeinküste, um für die BBC über den weiteren Verlauf des Bürgerkriegs zu berichten, der das Land seit September 2002 in zwei Teile gespalten hatte. Präsident Laurent Gbagbo, der die zweifelhaften Wahlen von 2000 nicht wirklich gewonnen, sondern einen Volksaufstand inszeniert hatte, um sich selbst ins Amt zu bringen, hatte Fremdenhass und Genozid-Eifer im Süden des Landes geschürt, besonders in der Gruppe der arbeitslosen Fanatiker, die er nun zu "Jungen Patrioten" gemacht hatte. Im Norden hatten die Rebellengruppen der "New Forces" Hunderttausende junger Leute und auch die traditionellen Jäger, die Dossos, mobilisiert und bewaffnet. Die Rebellenführer der New Forces hatten leichtes Spiel, Feindseligkeiten zu entfachen gegen Präsident Gbagbo und gegenüber südlichen ethnischen Gruppen, die Leute aus dem Norden und Immigranten jahrelang beherrscht, marginalisiert und ausgebeutet hatten. Dieses verzerrte System war von den Franzosen vor der Unabhängigkeit eingerichtet und dann von Houphouët-Boigny, dem ersten Präsidenten, drei Jahrzehnte lang fortgeführt worden.

Der Konflikt an der Elfenbeinküste hatte schon Tausende von Toten gefordert, entsetzliche Massengräber und Massenevakuierungen von Hunderttausenden, wenn nicht Millionen von Menschen, die nicht ivorischer Abstammung waren. Darunter waren Menschen aus Mali, Burkina Faso, Guinea, Nigeria und andere Westafrikaner, die schon über Jahrzehnte in die Elfenbeinküste emigriert waren, um auf Kakao- und Kaffeeplantagen zu arbeiten. Manche waren schon in der dritten Generation dort, aber man hatte ihnen die ivorische Staatsangehörigkeit, das Recht zu wählen und sich wählen zu lassen, verwehrt. Das lag an dem ethnischen Konzept der "Ivoirété", das Präsident Gbagbo und seine zwei Vorgänger vertreten hatten. Wenn man keine ivorischen Eltern, Großeltern und so weiter hatte, konnte man sich nicht einen Ivorer nennen. Bedenkt man, dass das Land nicht einmal ein halbes Jahrhundert alt war, so war diese Idee kompletter Schwachsinn. Für jeden afrikanischen Präsidenten, der ein unabhängiges Land regiert, dessen Grenzen von früheren Kolonialmächten gezogen wurden, müsste so etwas eigentlich tief peinlich sein.

Alle Nachkommen von Emigranten, die geholfen hatten, das Land und seine einst blühende Wirtschaft aufzubauen, hatten die Ausgrenzung satt. Vier Millionen Menschen aus Burkina Faso und drei Millionen malischer Herkunft arbeiteten in der Elfenbeinküste, viele von ihnen quasi als Unfreie auf Kakaoplantagen. Ich hatte versklavte Kinder interviewt, die dort aus den Kakao-Plantagen befreit worden waren. Sie hatten erzählt, dass sie nachts angekettet waren und in ihrem eigenen Urin schliefen, nachdem sie tagsüber 50-kg-Säcke auf dem Kopf getragen und Peitschenhiebe empfangen hatten, wenn sie niederfielen. Sie hat-

ten für die Kakaoproduktion riesiger Unternehmen gearbeitet, die die Regale unserer Supermärkte mit billiger Schokolade versorgen.

Migranten und ihre Nachkommen haben in großem Umfang zur ivoirischen Wirtschaft beigetragen und zur Belieferung der Welt mit Schokolade. Viele von ihnen schicken immer noch regelmäßig von ihrem Einkommen etwas zurück an Mitglieder ihrer ausgedehnten Familien in anderen westafrikanischen Ländern. Mit ihrer Arbeit ist die Elfenbeinküste über die Jahrzehnte zum weltgrößten Kakao-Produzenten geworden und, wie viele westliche Experten es gern ausdrückten, zum ökonomischen Motor, zu einer "Bastion politischer Stabilität" in Westafrika. Es ist nicht das erste Mal, dass der Westen sich geirrt hat über Stabilität und Wohlstand in Afrika, weil er sie gleichgesetzt hat mit Luxushotels in Hauptstädten, die modern ausgestattet sind und die Besucher von der Realität an der Basis abschirmen können, von Ungerechtigkeit, Unfairness und Ungleichheit, die kaum solide Grundlagen sind für politische Stabilität – weder an der Elfenbein-Küste noch in irgendeinem anderen Land.

Wie vorherzusehen, brauchte es den Konflikt, um das schon lange bestehende Ungleichgewicht im Land und die Klagen darüber an die Oberfläche dringen zu lassen. Die Rebellen nahmen für sich in Anspruch, sich für die Rechte von Millionen aus dem Norden, für Migranten und deren Nachkommen einzusetzen, die immer noch das traurige Leben von Migrantenarbeitern lebten. Die unhaltbare Situation an der Elfenbeinküste war 2002 in einem missglückten Putsch explodiert, den Präsident Laurent Gbagbo schnell mit französischer Militärhilfe niederschlug. Das hatte zu einem blutigen Konflikt und dann zu der Pattsituation zwischen Nord und Süd geführt – mit einer Teilung wie in Deutschland während des Kalten Krieges.

Als man mich im Vereinigten Königreich beim Training für feindliche Umgebung fragte, mit welchem Krieg ich es zu tun haben würde und ich sagte, ich ginge in die Elfenbeinküste, gestanden einige prominente europäische und britische Journalisten, dass sie noch nie von dem Land oder von dem Krieg dort gehört hatten.

Das war kaum verwunderlich. Das einzige Mal, dass die gängigen nordamerikanischen Medien tatsächlich von dem Konflikt gesprochen hatten, war in den allerersten Tagen, als eine Missionsschule voller kanadischer und amerikanischer Kinder in der Stadt Bouake ins Kreuzfeuer geraten und dann von französischem Militär mit Hilfe der Rebellenführer in Massen evakuiert worden war. Die Rebellen hatten die Stadt zu ihrer Basis gemacht. Kurze Zeit später hörte ich über UKW-Funk zufällig ein Gespräch mit zwischen einem dieser kanadischen Jungen und einigen Missionsfreunden in Mali. Er war aufgeregt, weil er fürchtete, dass das "Sea Doo" und andere Spielsachen, die er in der Schule zurückgelassen hatte, als er sicher in den Senegal evakuiert wurde, von den Rebellen weggenommen würden.

Ein wenig bekannter Krieg in Afrika war für einige der hochkarätigen internationalen Kriegs-Berichterstatter auf dem Weg zum Irak von geringem Interesse. Und ich hatte den Eindruck, dass zu viele von ihnen auch der erlogenen Begründung erlagen, die den drohenden US-geleiteten Angriff auf den Irak recht-

fertigen sollte. Einige Wenige schienen geradezu glücklich zu sein, dass sie die Möglichkeit hatten, zu diesem großen Krieg zu gehen mit seinem unbegrenzten Potenzial an Nachrichten. Daneben zählte der ivoirische Krieg überhaupt nicht. Er war sicherlich nicht sehr berichtenswert, wenn das bedeutet, live und rund um die Uhr von CNN übertragen zu werden. Es würde kein "shock and awe" (Schock und Erschütterung) geben.

Tatsächlich gab es reichlich Gründe um erschüttert zu sein. Was ich von der Elfenbeinküste berichtete, sah aus wie eine nie endende Krise, die die Medien, und damit die nicht afrikanische Öffentlichkeit, fast vergessen hatten. Ich berichtete über die Millionen von Schulkindern, die seit einem Jahr keinen Fuß mehr in eine Schule gesetzt hatten, über den Mangel an medizinischer Versorgung (mit Ausnahme von temporären Kliniken, eingerichtet und betrieben von Médecins sans Frontières), über den Ausbruch von Krankheiten und über die Kindersoldaten, die von beiden Seiten trainiert wurden, sowohl von den Rebellen als auch von Präsident Gbagbo als dessen "Junge Pioniere". Ich befasste mich auch mit dem fürchterlichen Gemetzel im "Wilden Westen" des Landes, wo ehemalige Rebellen und Soldaten aus Liberia sich an den Auseinandersetzungen beteiligten. Auf meinem Computer habe ich eine riesige Sammlung von Fotos aus dieser Zeit, manche davon grauenhafte Aufnahmen von Massengräbern und menschlichen Körpern, die ich nicht einmal fertigbringe lange genug zu öffnen, damit ich sie identifizieren und löschen kann.

Es war ein kompliziertes und tragisches Durcheinander, und trotz der Präsenz der Un-Friedens-Truppen dauerte es vier Jahre bis dank einer verbesserten Arbeit der UN Gbagbo endlich durch Verhandlungen gezwungen wurde, Führer der "New Forces" (wie die Rebellen sich während der Pattphase wieder nannten) in die Regierung zu integrieren und bis dann einer von ihnen Premier-Minister wurde. Die Großmächte – so wie ihre Medien – schienen sich einfach nicht besonders für den Konflikt zu interessieren.

Nach dieser letzten und tief erschütternden Reise in die Kriegsgebiete der nördlichen und westlichen Elfenbeinküste machte ich mich auf den Weg zurück nach Mali und fuhr dann nordostwärts den Nigerfluss entlang zu einer Ruhepause. Erste Haltestation war der Besuch bei Ali Farka Touré in Niafunké. Von dort ging es weiter nach Timbuktu, einem Beispiel dafür, wie falsch Europäer und diejenigen von uns mit europäischer Abstammung liegen können, wenn es um Afrika geht.

Im Gegensatz zu den Vorstellungen, mit denen ich aufgewachsen war, liegt Timbuktu nicht nahe am Ende der Welt, jedenfalls nicht näher als irgendein anderer Ort, den Menschen ihr Zuhause nennen, und wo sie ihr Leben auf diesem empfindlichen kleinen Himmelskörper zubringen, der Erde genannt wird. Einige politische und religiöse Doktrinen scheuen jeden Relativismus und suchen stattdessen das Absolute. Mein langer Aufenthalt in Afrika und meine Reisen, die ich in all den Jahren nach Timbuktu machte, zeigten mir, dass Absolutheiten schnell bröckeln, wenn einem das gewaltige Privileg verschiedener Blickwinkel und Perspektiven geboten wird.

Timbuktu mag weit und breit als ein mystischer Platz bekannt sein, als der Ort, wohin Eltern drohen, ihre Kinder zu schicken, wenn die ihre Geschwister schlagen oder sich schlecht benehmen.

Aber für diejenigen, die dort leben, ist es natürlich das Zentrum ihres Universums. Für viele Menschen in Westafrika und für islamische Gelehrte überall in der Welt ist Timbuktu ein sehr heiliger Platz. Man sagt, es sei die "Stadt der 333 Heiligen" und in Mali ist es bekannt als "Ville Mysterieuse" – beschützt von El Farouk, einem Phantomreiter auf einem weißen Pferd, das nachts durch seine Gassen patrouilliert.

Timbuktu soll sich um das Jahr 1000 n.Chr. um eine einfache Wasserquelle herum entwickelt haben. Dieser Brunnen (oder "Tom" in der Songhaisprache) wurde betrieben von einer Frau namens Bouctou. Wenn durstige Reisende bei ihrem Brunnen ankamen, erlaubte sie ihnen zu trinken,

solange sie das muslimische Kreuz trugen. Der Name Timbuktu – oder wie er im Französischen geschrieben wird, Tombouctou – bedeutet also ganz einfach "Buktus Brunnen". Dieser tiefe Brunnen existiert immer noch in der Mitte eines sandigen Plätzchens vor dem kleinen tapferen Museum der Stadt.

In den ersten Jahrhunderten des zweiten Jahrtausends entwickelte sich Timbuktu zu einer außerordentlich reichen Stadt, einem belebten Hafen am Fluss Niger und zum Versammlungsort für Menschen aus der Wüste und aus den afrikanischen Küstenwäldern der Subsahara. Wie Venedig war es von Kanälen durchkreuzt. Diese waren lange Finger des Flusses, auf denen Schiffe verkehrten, beladen mit Gold, Holz, Kolanüssen, Gewürzen, Sklaven aus den bewaldeten Gebieten des subsaharischen Afrika oder mit Salz und Textilien, die nach Süden verschifft wurden. Kamelkarawanen, mit Waren beladen, machten sich von Timbuktu aus auf nach Norden, die Saharawüste zu durchqueren mit Bestimmung Europa und Mittlerer Osten. Im frühen 16. Jahrhundert inspirierte die Stadt den spanischen Forscher Leo Africanus, das Bild eines Ortes der Kultur, der Bildung und des Friedens zu zeichnen, in dem Bücher den Hauptwirtschaftsfaktor darstellten, das "Gold" der Stadt.

Diese Metapher entging den europäischen Forschern. Für sie hatte Gold nur eine Bedeutung und die Vision eines riesenhaften metallenen Reichtums nahm ihre Vorstellungen gefangen. Jahrhundertlang versuchten sie vergebens, Timbuktu ausfindig zu machen und zu erreichen, viele fanden unterwegs den Tod. Als die ersten von ihnen um 1800 endlich ankamen, war die Stadt schon lange von marokkanischen Armeen und Söldnern erobert und durchlebte schwere Zeiten. Bei ihrer Rückkehr erfuhren die europäischen Forscher von ihren Finanziers Beschimpfungen oder sogar Misstrauen, als sie erzählten, dass sie einen desolaten Außenposten in der Wüste gefunden hätten – gar nicht so verschieden von der sandüberwehten Stadt von heute – ohne Anzeichen für all den fabulösen Reichtum und kostbares gelbes Metall. Daher rührt die lang anhaltende Neigung bei Westlern, Timbuktu als nicht ganz von dieser Welt anzusehen.

Es ist ein magischer und mystischer Ort, aber sehr von dieser Welt. Timbuktu hat nie aufgehört, mich zu bezaubern und zu erfreuen, mich mit Ehrfurcht zu er-

füllen, wie es keine Kriegsszenen je tun werden. Heutzutage leidet die Stadt unter einem Überangebot von autodidaktischen und selbst ernannten Stadtführern, einem Beiprodukt des Tourismus in jeder verarmten Gegend der Welt. Die Führer treten oft an die Seite der Touristen und nehmen ihren Schritt auf beim Gang durch die engen sandigen Wege der sagenhaften Stadt. Ein Drittel so alt und halb so groß wie ich, konnten sie doch ziemlich unverschämt werden und sich nicht davon abhalten lassen, sich ihren Weg hinein in meine Briefftasche zu tricksen, zu schwänzeln und zu flirten unter Liebeserklärungen auf Teufel komm raus in einem Dutzend von Sprachen, die sie beherrschten. Ein charmanter junger Timbuktu-Führer, der sich George Washington Ali Baba nannte, beherrschte sogar den amerikanischen "Gangsta rap" und benutzte ihn bei Touristen, die auf seine Grüße auf Französisch, Deutsch, Englisch, Italienisch, Japanisch, Arabisch oder Chinesisch nicht reagierten.

Normalerweise jagte ich sie weg und ging lieber mit örtlichen Journalisten oder Historikern durch die mystische Stadt. Im Laufe der Jahre verbrachte ich viele Tage damit, das Labyrinth von engen sandigen Wegen zu durchwandern mit seinen imposanten Stein- und Lehmziegelhäusern, manche von ihnen Jahrhunderte alt. Zum Amüsement der dort Wohnenden kniete ich oft nieder, füllte meine Hände mit dem feinen Sand der Straße und ließ ihn durch meine Finger gleiten wie flüssigen Satin.

Ich verlor mich in Meditationen über den unaufhaltsamen Lauf der Zeit, die Bewegung des Wüstensandes und die Bewegung des Schicksals der menschlichen Spezies.

Am Abend der amerikanisch geführten Invasion im Irak, im März 2003, saß ich bei Sonnen-Untergang mit dem bedeutenden malischen Historiker Salem Ould Elhaj auf dem Balkon des Hotels Bouctou und sah über ein Tal von Sand, wo früher Schiffe, beladen mit Reichtümern, vor Anker gegangen waren.

"Timbuktu ist in der ganzen Welt bekannt", sagte er, "weil es eine Stadt war, die große Kulturen kannte. Im 16. Jahrhundert wohnten hier mehr als 100.000 Menschen, 25.000 davon waren Studierende, und es gab viele große Gelehrte. Um nur einen zu nennen, lebte damals Ahmed Baba, ein Zeitgenosse Shakespeares". Er sah mich an und lächelte: "Ahmed Baba schrieb 50 Bücher; Shakespeare schrieb nur 40".

Heute, da er unter Dürre, Verschlickung und der Entwaldung seiner Wasserscheide und seiner Täler leidet, ist der Niger nur noch ein blasser Schatten seiner selbst. Das letzte schmale Rinnsal des Flusses, das Timbuktu erreichte, trocknete 1981 aus. Das war während der großen Dürre, die großes Leiden, Hunger und Tod brachte – vom Senegal im Westen bis nach Äthiopien im östlichen Afrika.

Eine Studie von Wissenschaftlern des "Massachusetts Institute of Technology" zeigt, dass länger anhaltende Dürre (verminderter Regenfall mit kürzeren Regenperioden) und Ausbreitung der Wüste in der Sahelzone dem Verlust an Regenwald im Süden entlang der westafrikanischen Küste zugeschrieben werden können. Dort wurden Wälder zur Holzgewinnung gefällt und für den gewerbli-

chen Anbau großer Monokultur-Plantagen wie Kakao, Ananas und Palmöl. Andere Forschungen machen Umweltverschmutzung für solche verheerenden Dürren verantwortlich, besonders Schwefeldioxide aus Fabriken in Europa. Durch die kumulierten Angriffe von erneuertem Interesse an "Grüner Revolution" mit Investoren, die auf dem Kontinent absteigen, um enorme industrielle Plantagen aufzubauen einerseits und Klimawechsel durch Rußemissionen, die überwiegend von nicht afrikanischen Nationen kommen andererseits, sind die Gesundheit des Niger und von Millionen von Menschen in Westafrikas Sahelzone zunehmend bedroht. Der Fluss hat sich schon 14 km von Timbuktu zurückgezogen und sandige Täler zurückgelassen.

Von Ende der 1980er bis Ende der 1990er Jahre - fast 10 Jahre lang - war Timbuktu off-limits für Besucher, weil die Tuareg-Rebellion die nördlichen Wüstenbewohner gegen die Regierung in Bamako und gegen die Songhai-Bevölkerung im Norden von Mali ins Feld schickte. Ein Friedensvertrag, 1996 unterschrieben, setzte diesem Konflikt ein Ende - mit entscheidender Unterstützung durch die Vereinten Nationen.

Im Jahr 2002 enthüllte man ein spektakuläres (und teures) Monument auf einem sandigen Platz am Rande der Stadt, der sonst häufig von grunzenden und schnaubenden Kamelen besetzt ist. Das Monument war geschmückt mit den Resten eines großen Haufens von Waffen, die in einer Friedenszeremonie verbrannt waren. Mit der Rückkehr des Friedens wurde Timbuktu wieder ein beliebtes Ziel für Abenteuer-Reisende, die unbedingt einen Kamelritt machen oder eine gloriose Nacht in einem Tuareg-Zelt auf Sanddünen verbringen wollten oder die Historikern zuhören wollten, um die alte Stadt des Lernens zu erkunden. Einige frühere Rebellen haben ihre Energien und Talente der Musik und dem Tourismus zugewandt und jährliche Festivals in der Wüste zogen gewaltige Zahlen von Besuchern an – bis es in letzter Zeit in dieser Gegend Entführungen gab, bis zur Ankunft der Gruppe, die als "Al Qaeda im Islamischen Maghreb" bekannt ist (angeblich ein Produkt amerikanischer Anti-Terrorismus-Aktivitäten in dieser Gegend) und bis zu den Reisewarnungen für die Region, herausgegeben von den USA und Kanada.

Der Tuaregführer und Reiseleiter Mohamed Ould Najim, besser bekannt einfach als Shindouk, und seine Frau Miranda Dodd aus Cape Breton in Nova Scotia haben aus ihrem Wohnhaus das "Sahara Passion Hotel" gemacht. Sie bieten Touristen einen fantastischen Ort im Außenbereich von Timbuktu an mit Blick auf Kamelkarawanen auf dem Weg zu den Salzminen im entfernten Norden

und mit der Möglichkeit, eine solche Karawane auf ihrer Reise zu begleiten. Als Miranda, zurück in Nord Amerika, zu ihren Freunden sagte, sie werde einen Tuareg heiraten, lachten einige und fragten, ob das nicht der Name eines Autos sei (der Name, den VW seinem Geländewagen gegeben hatte). "Wie kannst Du ein Auto heiraten?" Das verstärkte ihren Ehrgeiz, Menschen zu Hause zu helfen, damit die mehr über die Wüstenbewohner erfahren, mit denen sie zusammenlebt und mehr Besucher zu gewinnen für Timbuktu. Letzteres wird wohl

nicht leicht sein bei dem Engagement der USA für ihren Anti-Terror-Krieg in der Region und den Reisewarnungen an ihre Bürger, das Gebiet zu meiden.

Trocken zurückgelassen vom Fluss, der es einst ernährt hat, früher einmal Zentrum eines schon lange zerfallenen Reichs, ist Timbuktu in schwere Zeiten eingetreten. Es gibt aber immer noch Zeichen der alten Größe, Erinnerungen an diese vergangene Ära, in der Timbuktu eine Weltstadt der Gelehrsamkeit, des Glaubens und des Reichtums war - vom 13. Jahrhundert bis zum 17., als Marokkaner eindrangen und die Stadt von den Songhai und den Gelehrten übernahmen.

Es gibt zwei herrliche Moscheen; einmal die Djingereber (wörtlich "Große Moschee") von 1325, die im Auftrag des Herrschers Kanku Musa gebaut wurde, als er auf dem Heimweg von seiner Pilgerreise nach Mekka durch Timbuktu kam und dann die "Sankoré", zu der einst eine Universität gehörte mit Zehntausenden von Studierenden aus der ganzen Welt.

Aber das Bedeutendste von allem ist vielleicht das schriftliche Vermächtnis in Timbuktu, sind die handgeschriebenen Manuskripte, von denen einige bis ins zwölfte Jahrhundert datieren und die meisten aus dem 15. und 16. Jahrhundert sind, der Blütezeit des Songhai-Imperiums, als Schreiben und Lernen die am höchsten angesehenen Tätigkeiten in der Stadt waren. Der Mythos, Afrika hätte nur eine mündlich überlieferte Geschichte, wird damit zunichte gemacht.

Diese geschriebenen Schätze werden die "Timbuktu-Manuskripte" genannt, und es gibt Hundert-tausende von ihnen, versteckt in tiefen Brunnen oder in Aufbewahrungsräumen mit Lehmwänden im nördlichen Mali. Sie wurden über viele Generationen innerhalb von Familien weitergegeben und jahrhundertlang verborgen gehalten aus Angst, dass französische Kolonisten und europäische Forscher sich mit ihnen davonmachen könnten. Ihre "Entdeckung" durch amerikanische und europäische Gelehrte wird verkauft als eins der bedeutendsten historischen Ereignisse der letzten 50 Jahre.

"Vorher bewahrten wir all die Manuskripte zu Hause auf", erzählte mir Abdelkader Haidara auf dem Weg zu seiner privaten Bibliothek, der "Mamma Haidara", die sich versteckt an einer sandigen Straße in Timbuktu befand. Drinnen hatte er seine Familiensammlung von 9000 Manuskripten, die bis auf das 16. Jahrhundert zurückgingen. "1993 hatte ich dann die Idee, eine moderne, private Bibliothek zu eröffnen, die für jedermann offenstünde". Einer von denen, die vorbeikamen und seine Bibliothek besuchten, war Professor Henry Louis Gates jr., Leiter der Abteilung für afrikanische und afroamerikanische Studien an der Harvard Universität. Er reiste 1998 durch Mali für eine Fernsehserie über die Wunder der afrikanischen Welt.

"Als Professor Gates hierher kam und den Lagerraum voll mit Manuskripten sah, die afrikanische Gelehrte vor Jahrhunderten geschrieben hatten, fing er an zu weinen", sagte Haidara zu mir. "Er schluchzte wie ein Kind, und als ich ihn fragte, warum, antwortete er, dass man ihm in der Schule beigebracht habe, es



gebe in Afrika nur mündliche Kultur, dass er dasselbe jahrelang in der Harvard Universität gelehrt habe, und dass er nun wisse, dass das alles falsch gewesen sei".

"Als ich jene Bücher in meinen Händen hielt, rollten mir Tränen über das Gesicht", erinnerte Henry Louis Gates sich 2005. "Tatsächlich war ich zu Tränen bewegt als ich diese Bücher, diese Geschichte in meinen Händen fühlte. Es war einer der größten Momente in meinem Leben".

Um einige von Afrikas großen Schätzen aufzubewahren und bekannt zu machen, wurde 1960 das Ahmed Baba Zentrum in Timbuktu eröffnet, das nach dem Gelehrten benannt wurde, der im 16. Jahrhundert so viele monumentale Werke geschrieben hatte. Jetzt beherbergt es 30 000 Manuskripte, alle in wunderschöner Schrift und manche mit Gold verziert. Sie handeln nicht nur von Islamischem Recht und Theologie, sondern auch von Astronomie, Mathematik, Geografie, Kräutermedizin, Konfliktprävention, Demokratie und Regierungskunst – alles vor Jahrhunderten geschrieben. Bücher, die bekannt sind als "Searchers' Chronicles", sind verständliche historische Berichte von west- und nordafrikanischen Reichen bis zum 16. Jahrhundert, geschrieben von afrikanischen Gelehrten in afrikanischen Sprachen – und in arabischer Schrift.

Einer der Autoren der "Searchers' Chronicles" war ein Gelehrter namens Mahmud Kati, dessen Vater im 15. Jahrhundert aus Spanien nach Timbuktu emigriert war, als die Muslime in der südlichen Provinz Andalusien gezwungen waren vor den christlichen Kreuzfahrern zu fliehen. Mahmud Katis Mutter gehörte zur Königsfamilie der Songhai und war eine Schwester von Askia Mohamed. Der herrschte über das blühende Songhai-Reich, das zu dieser Zeit auch Timbuktu kontrollierte. In den letzten Jahren hat Ismael Haidara, einer von Mahmud Katis direkten Nachkommen, Mittel aus Spanien bekommen, um den "Fondo Kati-Library" in Timbuktu zu entwickeln, in dem Tausende der unschätzbaren Manuskripte seiner Vorväter aufbewahrt sind.

Aber es ist ein Kampf. Hawa Haidara, die die Bibliothek gemeinsam mit ihrem Mann managt, erklärte, wie schwierig das ist. "Das Problem ist, dass die Manuskripte erhalten werden müssen, und das ist sehr teuer. Man kann sie nicht anfassen, ohne dass Wörter buchstäblich aus den Seiten herausfallen, weil das Papier so alt und brüchig ist".

Die Manuskripte werden in offenen Regalen in einem dunklen Raum aufbewahrt, aber jedes Mal, wenn Hawa Haidara versuchte, den Staub zu entfernen, von dem es reichlich gibt in Timbuktu, brachen Stückchen von Papier ab. Um das zu verdeutlichen, führte sie mich in eine Ecke, wo Papierschnipsel aufgehäuft lagen wie Laub. "Das andere Problem ist, dass die Manuskripte in arabischer Schrift geschrieben sind", sagte sie. "Die Autoren haben manchmal in afrikanischen Sprachen geschrieben. Wenn wir Mittel bekommen um sie zu restaurieren, so müssen die Manuskripte dann außerdem noch digitalisiert, übersetzt und studiert werden, um zu sehen, was sie enthalten".

Der sanft sprechende Ismael sagte, dass große Symbolkraft in den Manuskriptsammlungen von Timbuktu und in der Bibliothek seiner Familie sei; zu seinen Vorfahren gehörten schwarze Moslems, weiße europäische Christen, die zum Islam konvertierten und auch schwarze jüdische Kaufleute, die sich vor Jahrhunderten in Timbuktu ansiedelten. "Timbuktu mag einer der ärmsten Plätze auf der Welt sein", sagte er, "aber man sollte nicht vergessen, dass jeder Bürger von Timbuktu in seinen Augen und in seinem Blut tausend Jahre Geschichte und tausend Jahre verschiedener Kulturen hat, und das ist unser Reichtum".

Eine andere Person, die mit mir sprach, war der gelehrte Imam der Djingereber-Moschee, Abdramane Ben Essayouti in Timbuktu. Er saß im zweiten Stock eines großen steinernen Gebäudes am Ende eines großen Raums auf einer langen gepolsterten Bank und sah in seinem blassblauen Boubou mit passendem Turban majestätisch, souverän und würdig aus. So hörte er sich meine Fragen an über Timbuktu, Islam und Ereignisse in der Welt und antwortete dann vorsichtig, seine Worte wägend. Timbuktu nehme einen sehr wichtigen Platz ein unter den islamischen Zentren der Welt, sagte er. "Nach Mekka, Medina und Al Aqsa in Jerusalem ist es Timbuktu, das als heiliger islamischer Ort genannt wird. Der Islam herrscht in ganz Timbuktu".

Aber tat er das wirklich?

In den letzten Jahren hatten sich die Missionare der Pfingstbewegung in Timbuktu eingerichtet, um zu retten, was sie als die verlorenen Seelen von Moslems in Westafrika ansehen. Baptisten hatten sich ebenfalls eingestellt. Amerikanische Militärs waren immer sichtbarer in der alten Stadt, flogen aus ihren europäischen Kommandostellen in Deutschland regelmäßig ein in Erwartung einer Entscheidung, wo ihr neues Kommando in Afrika sein sollte. Es ging um die "Pan-Sahel-Initiative", die später "Trans-Sahara Counter-Terrorism Initiative" genannt wurde und ihren Antiterror-Krieg über einen breiten Landstrich in Afrika, von Westen bis Osten führen sollte.

Ich hörte zahlreiche Berichte von Mitgliedern amerikanischer und deutscher Hilfsdienste in Timbuktu über häufige Besuche von amerikanischen 4-Sterne-Generälen in der Region, die sich Fahrzeuge von amerikanischen NGOs geben ließen und in die Wüste fuhren. Aus diplomatischen Quellen hatte ich erfahren, dass, als Liberia unter Charles Taylor zusammenbrach, die Vereinigten Staaten ihren wichtigsten westafrikanischen Horchposten nach Nordmali verlegten. UN-Beamte sagten, – im Flüsterton und verbunden mit Warnungen, das Gebiet zu meiden – dass die Amerikaner ihr Spionagezentrum in Tessalit, in Malis Sahara-Wüste, eingerichtet hätten, was ihnen eine Kamelperspektive eröffnet habe auf islamische Aktivitäten im benachbarten Algerien, Mauretanien, und sogar bis Libyen.

"Sie können dorthin gehen, aber Sie werden nicht zurückkommen. Die werden Banditen anheuern, Sie zu eliminieren", sagte ein UN-Diplomat in Bamako.

Als ich einen Beamten des Diplomatischen Diensts an der US-Botschaft in Bamako nach Tessalit fragte, spöttelte er zunächst. "Ach, unser UFO-Zentrum da oben? Ha,ha,ha." Ich nahm Notizblock und Stift heraus (das war alles, was ich

in die Botschaft mitnehmen durfte) und fragte, ob er damit zitiert werden wolle. Er erklärte dann, dass alle amerikanischen Militäraktivitäten in Malis Norden in Zusammenhang mit der Pan-Sahel-Initiative stünden. Weder bestätigte er noch leugnete er, dass Tessalit ein größeres amerikanisches Späh-Zentrum sei.

Ich traf den Imam in Timbuktu genau einen Tag bevor die US-geleitete "Koalition der Willigen" im Jahr 2003 in den Irak einfiel. So nahm ich die Gelegenheit wahr, den Imam in Timbuktu zu fragen, ob er sich gestört fühle durch all die verdeckten militärischen Aktivitäten und ausländischen Einflüsse in Timbuktu. "Auf solche Dinge achte ich nicht", antwortete er. "Ich bin ein religiöser Führer; ich habe nichts zu tun mit Spionage".

Ob er wohl fürchte, dass sich religiöse Spannungen verstärken könnten durch die US-Interventionen mit ihrer militärischen Präsenz in Malis Norden wie auch überall in afrikanischen Ländern, wo sie ihre Antiterror-Aktivitäten betrieben? "Eine Stadt wie Timbuktu ist geboren mit dem Islam", antwortete er. "Zahllose Generationen sind dem islamischen Weg hier gefolgt. Wie kann uns jemand irreführen?"

Ich wollte wissen, was er über den amerikanisch geführten Antiterrorkrieg dachte und speziell über den bevorstehenden Angriff auf den Irak. "Wir in Timbuktu reagieren genauso auf diesen Krieg wie die ganze Welt; wir teilen die Ansichten unserer muslimischen Brüder. Die ganze Welt ist gegen diesen Krieg; überall demonstrieren die Menschen und sagen, dass dieser Krieg sich nicht lohnt. Wir betrachten ihn als eine Art Krieg gegen den Islam und das ist gefährlich. Eine kleine Sache kann sehr groß werden, kann ein Religionskrieg werden".

Er sagte, dass einer seiner eigenen Vorfahren, der islamische Gelehrte Mohamed El Iraqi, im 18. Jahrhundert vom Irak nach Timbuktu gekommen sei und fügte hinzu, "wir haben ein Sprichwort, das sagt, selbst wenn du die Macht hast etwas zu tun, so ist gerade dies der Moment, dich selbst zu stoppen; reagiere nie im Ärger, du wirst es sonst bereuen".

"Sie sagen, dass sie gegen den Terrorismus kämpfen", fuhr er fort, "aber was ist Terrorismus anderes als der Arm der Verzweiflung? Leute, die sich Bomben anschnallen, um sich selbst und andere zu töten – ich sage, es ist Verzweiflung, und das alles fängt an mit dem Problem von Palästina, das wir alle ignoriert haben. Wir haben die Vereinigten Staaten immer als das Modell für Demokratie betrachtet, aber bei diesem Krieg – wo sollten wir hier Demokratie erkennen?"

Später an diesem Tag, in der relativ kühlen und ehrwürdigen Stille der Archive im Ahmed Baba Zentrum in Timbuktu zeigte mir Chirfi Alpha Sane einige der fragilen Manuskripte, bei deren Erhaltung er mitgeholfen hatte. "In diesen Manuskripten ist alles enthalten", sagte er. "Islamisches Recht mit Lektionen für Frieden durch Dialog sowie Naturwissenschaft, Astronomie und Medizin.

In Timbuktu sagten diese Gelehrten, Gold komme aus dem Süden, Salz aus dem Norden und Geld aus den Ländern der weißen Männer. Aber sie waren der Überzeugung, dass Weisheit und das Wort Gottes nur in Timbuktu zu finden seien. Die Weisheit ist hier, in diesen Manuskripten. "Im Mittelalter war dies

hier fast das Zentrum der Welt", sagte er. Dann eines Tages wendete Gott alles um und viele Leute fingen an, Timbuktu als das Ende der Welt anzusehen. Vielleicht dreht Gott dann alles noch einmal um und Timbuktu findet noch einmal seinen Platz, der ihm zusteht, und gewinnt seinen Ruhm zurück".

Jetzt aber bleibt Timbuktu, wie vieles von Afrika, außerhalb der ausgetretenen Pfade und überhaupt außerhalb der Landkarte für viele Menschen in der Welt.

Übrigens: Was meinen wir, wenn wir von ausgetretenen Pfaden sprechen? Es gibt viele reichlich ausgetretene Pfade in Afrika, die ich, als Westler, kaum als solche wahrgenommen habe, das habe ich in zweieinhalb Jahrzehnten auf dem Kontinent gelernt. "Ausgetretene Pfade" sind in Afrika selten gepflastert oder mit Verkehrsschildern und Geschwindigkeitsbegrenzungen markiert. Das bedeutet aber nicht, dass sie nicht ausgetreten sind. Wer braucht schon Zeichen für Geschwindigkeitsbegrenzungen für Fußgänger, oft barfuss oder mit dünnen Plastik-Flip-Flops oder etwa für Esel und Kamele auf ihren sandigen oder matschigen Wegen?

Zu einer Flussreise auf der Suche nach dem BBC-Dorf in Ghana war ich vor vielen Jahren ausgestattet gekommen mit zwei Metallkoffern, gefüllt mit allem, was ich jemals hätte brauchen können für eine Übernachtung im Busch oder irgendeine andere Situation. Die Koffer enthielten einen tragbaren Wasserfilter für den Fall, dass mein Flaschenwasser auslaufen würde, dann Bücher, die Langeweile zu vertreiben, für den Fall, dass unser Motorboot zusammenbrechen würde, Sonnencreme, einen Sonnenhut, ein Kurzwellenradio mit Extra-Batterien, zwei Taschenlampen und meinen Erste-Hilfe-Kasten. Ich war ausgerüstet gekommen wie ein Boy Scout. Die neun Männer, die mit mir diese Flussreise machten, waren mit nichts gekommen außer den Hosen, die sie trugen, nicht einmal Hemden hatten sie angezogen. Sie betrachteten mich und machten eine Bestandsaufnahme meines kostbaren Hab und Guts, das mich gegen jede Eventualität schützen sollte. Sie fragten mich, wofür jedes Gerät sei und warum ich es mitgenommen hätte. Ich veranstaltete eine kleine Vorführung. Schließlich, als sie mit Lachen fertig waren, erklärte mir einer der Männer, was er so komisch gefunden habe. "Ihr Weißen", sagte er, "ihr denkt, dass ihr Gott Selbst austricksen könnt!"

In Afrika habe ich gelernt, dass das Leben nicht vorhersagbar ist und dass, wie gut man sich auch vorbereitet oder plant, sorgfältig ausgedachte Pläne selten sehr weit führen. Vieles, was wir auf dieser Erde unternehmen, ist nicht gerade vernunftgeleitet. Besonders wenn, wie in modernen Konsum-Gesellschaften der Fall, vieles, womit wir unsere Zeit verbringen, so entfernt ist von dem, was wir früher taten um zu überleben. Die meisten von uns bauen ihre eigene Nahrung nicht mehr an, bereiten sie nicht einmal zu, stellen ihre eigenen Textilien und Kleidung nicht mehr her, bauen ihre eigenen Häuser nicht mehr mit Werkzeugen, die sie selbst anfertigten, bewegen sich nicht mehr mit Windkraft fort oder mit Tieren, die sie selbst aufziehen oder einfach mit den zwei guten Füßen, die die Götter uns gaben. Und sogar in den reichen Ländern leidet eine wachsende Zahl von Menschen an Hunger und das, während Fettleibigkeit epidemische

Ausmaße annimmt, zusammen mit Diabestes Typ 2 und anderen Plagen für Gesundheit und Wohlbefinden.

Raj Patel beschreibt die Manie, die unsere seltsame neue Welt antreibt, sehr treffend: "Das Problem ist, dass wir durch Shopping, durch Konsum und durch den Kult der Individualität vergessen, Bürger zu sein, mehr zu sein als gierige Individuen. Wenn es uns mehr darum geht, wie man glücklich sein kann, dann ist Großzügigkeit viel eher der Schlüssel zum Glück als Konsumgüter". Er legt dar, dass die versteckten Kosten von vielem, was wir konsumieren, sich bei den Menschen in Entwicklungsländern niederschlagen. Es ist genau das, was ich im Laufe der Jahre in Westafrikas Diamant- und Goldminen, auf Kakao-Plantagen und in Baumwoll-Feldern gelernt habe.

Je weiter weg die Hauptströmungen in unserer westlichen industriellen Welt und zunehmend auch in den boomenden asiatischen Ländern uns von unserer Lebensbasis tragen, von den Dingen, die wirklich mit Leben und Tod zu tun haben, desto mehr scheinen wir geneigt zu sein, die Menschen als rückständig anzusehen, die allein zurecht kommen, ohne die Segnungen der modernen Annehmlichkeiten. Jetzt, da meine eigene tief verwurzelte kulturelle Befangenheit ernsthaft herausgefordert und sogar umgestürzt wurde nach so vielen Jahren des Lebens, Arbeitens und Irrrens in Afrika, frage ich mich selbst oft, wie es möglich ist, dass wir im Westen so sicher sein können, dass unser Weg der richtige ist. Und das nicht nur für uns, sondern für jeden anderen auf diesem Planeten ebenso. Das sieht immer mehr wie engstirniger Unsinn aus.

Ich habe nie verstanden, dass ein Westler, der afrikanische Kleidung trägt, afrikanische Gewohnheiten oder Ansichten annimmt, riskiert von anderen Ausländern abschätzig als "eingebuscht" oder "auf eingeboren gemacht" bezeichnet wird, als sei es bestenfalls irgendwie inferior, schlechtestenfalls ein Zeichen von Verrücktheit, wenn man afrikanische Art zu denken und Dinge zu tun annimmt und akzeptiert. Ein Klischee, das ich oft von europäischen Experten und anderen, die wie sie in Afrika arbeiten, gehört habe, lautet so: "Wir sind hier, um sie auf unser Niveau anzuheben, nicht um unser Niveau auf ihres zu senken". Ein Afrikaner, der einen maßgeschneiderten Anzug und Krawatte, einen Pariser oder Londoner Akzent zelebriert, für ein monetaristisches Dogma eintritt und die Menschen in Afrika oder in einem bestimmten afrikanischen Land als "faul" kritisiert (ich kann nicht zählen, wie oft ich das gehört habe), kann von manchen Westlern und gleichgesinnten Afrikanern als "aufgeklärt" und "gebildet" bewundert und gelobt werden. Dagegen riskieren diejenigen, die an alter afrikanischer Art zu denken und zu leben festhalten, als primitiv, unzivilisiert und steinzeitlich bezeichnet zu werden. Der Kolumnist George Monbiot hat es treffend formuliert: "Steinzeitlich und primitiv nennt man Leute, wenn man ihr Land haben will".

Afrika hat mich gelehrt, absolute Wahrheiten über Fortschritt und Entwicklung in Frage zu stellen. "Fortschrittlich", "modern" und "technologisch überlegen" erscheinen mir nun immer mehr als Beschreibungen für eine Art des Lebens und Denkens, die für eine Minderheit auf unserem Planeten zutrifft. Eine Art zu leben und zu denken, die zur Auslöschung der ganzen menschlichen Spezies

führen kann, ganz zu schweigen vom Reich der Pflanzen und Tiere, wie wir es kennen. Und das eher früher als später.

Bildung ist nicht notwendigerweise etwas, was man nur in offiziellen Schulen bekommen kann, wo Kinder in ordentlichen Reihen sitzen und dem Lehrer zusehen, wie er kleines Gekritzel an die Tafel malt, damit sie eines Tages eine "gute Arbeit" finden können. Und wen kümmert es, welche negativen Auswirkungen diese gute Arbeit eines Tages auf andere Menschen oder die Umwelt haben könnte? Afrikaner haben mich gelehrt, dass Bildung etwas viel Umfassenderes ist. Sie schließt soziale Verantwortung mit ein, Respekt vor Anderen und Älteren, Respekt vor Mutter Erde, Toleranz von Unterschieden, gute Manieren. All das kann zu Hause und durch die Gemeinschaft vermittelt werden.

Die Bezeichnung "ungebildet" passt für mich viel weniger für einen afrikanischen Bauern, der nie seinen Fuß in eine Schule gesetzt hat, der Besucher und neue Ideen mit Neugier und Offenheit begrüßt als beispielsweise für einen ich-bezogenen Teenager an einer privaten Schule mit schlechten Manieren und ohne Respekt vor denen, die nicht über entsprechende Gelder und Privilegien verfügen wie er.

Es ist nicht leicht, die westlichen Denkmuster abzuwerfen, weil sie so tief eingegraben sind und wir uns zu lange schon gegenseitig auf die Schulter geklopft und uns versichert haben, dass wir ja die Aufklärung hatten, und also wir es sind, die die Führung über den Rest der Welt übernehmen können. Es war zuerst diese westliche Anmaßung, die Europäer dazu brachte, den gesamten afrikanischen Kontinent (und große Teile anderer Kontinente) zu annektieren als ihre kolonialen Territorien. Diese Anmaßung ließ Missionare glauben, dass sie eine moralische Pflicht hätten, Afrika von seinen traditionellen Religionen zu befreien und die "Wahrheit" über ihre eigene Version von Gott zu vermitteln. In der wörtlichen Übersetzung einiger Sprachen in Sierra Leone ist Gott "Etwas-Was-Du-Triffst", hier auf der Erde, etwas, was lange vor dir da war und noch lange bleiben wird, wenn du schon nicht mehr hier bist. In anderen Worten, dein individuelles Leben ist denen verbunden, die vor dir gegangen sind und wird das Leben derer beeinflussen, die nach dir kommen werden. Diese Sichtweise, die jetzt im Verschwinden ist, führt zu Demut.

Das 20. Jahrhundert hat uns große Schrecken gebracht, Genozid in einem noch nie dagewesenen Ausmaß; aber es hat auch große Fortschritte gebracht beim Bemühen der Menschheit um Vernunft und Gerechtigkeit. Dazu gehören die "Allgemeine Erklärung der Menschenrechte", die "Genfer Konventionen" und die "UN-Konvention über Folter", die, angewandt von jedermann auf jedermann in unserer kleinen Welt, tatsächlich menschlichen Fortschritt darstellen könnten. Aber leider werden in diesem neuen Zeitalter und Millennium auch sie mit Füßen getreten von eben diesem Westen, der fortfährt, dem Rest der Welt von Demokratie und Menschenrechten zu predigen. Und das, während der eigene Desaster-Kapitalismus weiter auf diese beiden noblen Konzepte einschlägt.

Von Timbuktu aus gesehen, umgeben von prächtigen Sanddünen, die vom Wind geformt in der Sonne glitzern und von den Stimmen der Vernunft der hei-

mischen Philosophen, die sich auf die alten Weisheiten der vielen gesammelten Manuskripte stützen, sieht die Welt völlig anders aus als etwa von der Parkebene einer Nordamerikanischen Shopping Mall aus oder herunter von einer glitzernden Vorstandsetage in einem Hochhaus. Es dämmert mir, vielleicht verspätet, dass kein Reichtum von ewiger Dauer ist. Kein Mensch, keine Kultur und keine Zivilisation sind unfehlbar. Wie sie gerne im Busch-Taxis von Nigeria nach Sierra Leone schreiben: Nichts ist von Dauer.

Zivilisationen mögen sich selbst als überlegen betrachten und glauben, nur ihr eigener Weg sei von Gott gesegnet, aber Zivilisationen kommen und gehen, entstehen und fallen und bilden große und machtvolle Zentren des Reichtums und des Lernens. Überall haben Menschen viel von anderen zu lernen und anderen zu vermitteln.

Ich denke, das ist die Lektion von Timbuktu – und von Afrika.

April 2008, Freetown, Sierra Leone und März 2010, Nova Scotia

März 2014

© WLOE // Joan Baxter. Bei uns: <http://wloe.org/index.php?id=656>

Kommentare und Informationen: [info@wloe.org](mailto:info@wloe.org)